

Der Teufel ist von Seifersdorf durch die Lust gekommen. Da ist er an der Kirchturmspitze hängen geblieben und hat sich die Hose zerrissen. Dabei brach die Kirchturmspitze ab. Seitdem hat die Seifersdorfer Kirche keine Spitze mehr. Dann hat sich der Böse auf die Steine gesetzt und sich die Hose geflickt. Die Eindrücke von Fingerhut, Nadel und Schere hat man dort gesehen. Und seitdem heißt der Stein der Teufelsstein.

Diese Sage ist zuerst erzählt, allerdings ohne die Angabe über Seifersdorf, in einer handschriftlichen Chronik von Königshain aus dem Jahre 1752; von da übernommen von Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Leipzig 1862, Nr. 115. Eine andere Lesart bringt C. S. Peschel, Neues Lausitzer Magazin 1836, S. 6. Er erzählt: Auf dem Gipfel des Totensteins hat der Teufel seine Krallen eingedrückt. Auf dem Hochstein hat er gefressen und sich die Kleider geflickt. Oben sah man vor 1807 noch die Vertiefung, wo er gefressen und die kleinere, wo der Zwirnknaul und das andere Nähzeug gelegen hatte. Diese Löcher wurden im genannten Jahre bei Aufrichtung von Stangen zu Messungen unkenntlich.

Den Abschluß der Thiemendorfer Überlieferungen mag eine sagenhafte Erzählung über eine Himmelserscheinung bilden.

Wir hatten einen Steinmeister. Wenn der seinen Geburtstag hatte, es war am 30. Mai, kamen sie mit Musik aus dem Steinbruch rein. Mein Mann arbeitete damals auch im Bruch. Einmal am Geburtstage war ganz heller Mond und sie bliesen und tanzten, und ich dachte: „Kommt der Mann nicht bald?“ Da gab es einen Krach wie einen Gewitterschlag. Ich lief gleich raussehen, aber der Himmel war ganz klar. Und die vom Feste kamen rein und mein Mann sagte: „Nicht weit vom Bäder ist eine Feuersäule runtergefallen.“

Sagenhaft nannten wir die Erzählung. Ein tatsächliches Ereignis, wahrscheinlich ein auffälliger Meteorfall, liegt zu Grunde. Das ungewöhnliche Ereignis versetzte die Leute in Erregung, machte die mythischen Energien frei. Wäre nach diesem Ereignis irgendein Unglück geschehen, wäre die zeitliche Folge Himmelserscheinungs-Unglück sicherlich sofort in eine ursächliche Folge verwandelt worden. Die Himmelserscheinung wäre dann zur Ursache des Unglücks geworden. Diese Umwandlung eines zeitlichen Ablaufes in einen ursächlichen ist oft im Volksglauben zu beobachten.

K. S.

Funde der Hallstattzeit bei Deschka.

Im vorigen Herbst (Anfang Oktober) wurden durch den staatlichen Vertrauensmann für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer im Bereiche der preussischen Oberlausitz, Dr. Wandert (Görlitz), Ausgrabungen in Deschka vorgenommen, die auf die Bestattungssitten der Hallstatt- oder frühen Eisenzeit ein interessantes Licht werfen. Auf dem schon lange als Urnenfriedhof bekannten Felde war Zimmermann Siebenhaar beim Ausheben von Baumlöchern zuerst auf die Funde gestoßen. Auf Anraten von Schneidermeister Michel, der auch die sofortige amtliche Meldung vornahm, tat er das Geeignenste, was in diesem Falle zu tun war, nämlich er deckte die angechnittenen Grabstellen wieder zu und wartete bis zur sachmännischen Untersuchung. Diese ergab zwei durch frühere Raubgrabungen zerstörte, zwei vom Pfluge getroffene und drei ungestörte Flachgräber. An Metallbeigaben wurde nur in Grab VI eine verzierte Bronzenadel gefunden; alle anderen Gräber enthielten lediglich Beigefäße für die Totenspeise. So stand in Grab IV neben sieben anderen Beigefäßen eines von der interessantesten länglichen Form mit Zwischenwandung. Das Kindergrab VII enthielt sechs Beigaben, von denen ein Täschchen in eine größere Tasse gestellt war. Auch in Grab I lag ein Männchen mit spitzem Boden in der großen

Urne, die sonst keine verbrannten Menschenknochen enthielt und daher als Scheingrab aufzufassen ist. In vier anderen Gräbern war die verbrannte Leiche in der großen schwarzen Urne von der bekannten Hallstattform beigefest. Zeitlich dürften die Gräber dem 8. bis 6. Jahrhundert v. Chr. angehören mit Ausnahme von Grab III, welches Scherben einer Budelurne aus der mittleren Bronzezeit (1400—1200 v. Chr.) enthielt. Der Friedhof von Deschka reicht demnach durch die Bronzezeit bis in die frühe Eisenzeit hinein und spricht für die Siedhaftigkeit einer Bevölkerung während fast eines Jahrtausend. Meldungen derartiger Funde sind nach § 5 des preussischen Ausgrabungsgesetzes an den staatlichen Vertrauensmann in Görlitz, Geddenhalle (Fernruf 10) zu richten.

Lusatia-Bereine! Unterstützt den Verlag der Oberlausitzer Heimatzeitung durch Erteilung von Druckaufträgen. — Verlangt Angebote.

Christian Reimann

Zum 325 jährigen Geburtstag eines oberlausitzer Schulmannes und Kirchenliederdichters

Zu den bekanntesten Kirchenliedern der evangelischen Kirche gehört das Lied „Meinen Jesum laß ich nicht“. Für uns Oberlausitzer ist es insofern von besonderer Bedeutung, als sein Verfasser zu unserer Heimat in engster Beziehung steht. Länger als ein Vierteljahrhundert ist er am Gymnasium der Stadt Bittau zunächst als Konrektor und sodann als Rektor tätig gewesen. Christian Reimann — und nicht Reymann, wie man oft lesen kann — wurde am 27. Februar 1607 in Pantraz im Kreise Pilsen in Böhmen als Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren, der später das Land als Exulant verlassen mußte. Der Sohn besuchte das Bittauer Gymnasium und bezog, mit wenig Geldmitteln, aber einem warmen Empfehlungsschreiben seines Rektors ausgestattet, 1627 die Universität Wittenberg, wo er sich namentlich an den Grammatiker Erasmus Schmid und den Ästhetiker August Buchner anschloß. Nachdem er im März 1634 die Magisterwürde erworben hatte, wurde er im April dieses Jahres zum Konrektor des Bittauer Gymnasiums gewählt. In der durch Pest und Kriegsdrangsale schwer heimgesuchten Stadt verwaltete er fünf Jahre lang neben seinem Amte das Rektorat, das nach dem Tode des bisherigen Inhabers infolge der allgemeinen Notlage unbesetzt blieb. 1639 erhielt er die Rektorenstelle an der Schule. Bis 1645 hinderten heftige Kriegstürme die friedliche Arbeit in seinem neuen Amte. Nach dem Köhlschenbrodaer Frieden mit Schweden kamen zahlreiche Schüler aus Böhmen und Schlesien nach Bittau. Durch Reimanns treue Arbeit gelangte das Gymnasium zu neuer Blüte.

Daneben war er eifrig als pädagogischer Schriftsteller tätig. Bereits 1639 veröffentlichte er eine „Arithmetica practica“, zwei Jahre später sein „Rechenbüchlein“. Von seinen übrigen pädagogischen Schriften mögen noch folgende dem griechischen und lateinischen Unterricht dienende Bücher genannt sein: „Tabulae declinationum“ (1649) und „Enchiridion grammaticum latinum“ (1649). Beide erlebten auch nach Reimanns Tode noch weitere Auflagen.

Einen über die Grenzen seines Wirkungskreises hinaus reichenden Namen hat sich Reimann als Kirchenliederdichter erworben. Schon im Vaterhause dichterisch ange-regt, wurde er in Wittenberg in die Bestrebungen von Martin Opitz eingeführt und versuchte sich bereits als Student im poetischen Schaffen. So erschien 1630 in Wittenberg die „Historia Joannis Baptistae herorico metro